

# Depressionen für alle

Immer mehr Menschen erhalten die Diagnose «depressiv». Die Behandlungskosten gehen in die Milliarden, Tendenz steigend. Dabei nimmt die Gefahr zu, dass Gesunde zu Kranken gemacht werden.

Von Lucien Scherrer

Sind Sie gerade nicht so gut drauf? Klappt es abends nicht mit dem Einschlafen? Ist Ihnen die Lust auf Sex vergangen? Fühlen Sie sich nutzlos und niedergeschlagen? Haben Sie in den letzten zwei Wochen mal wieder geweint? Wenn Sie derartige Fragen mit Ja beantwortet haben, ist der Fall klar: Sie leiden gemäss der internationalen «Hamilton-Depressions-skala» unter einer Depression.

Glaubt man Studien und Medienberichten, haben depressive Erkrankungen in modernen Dienstleistungsgesellschaften wie der Schweiz epidemische Ausmasse angenommen. So schreibt das Institut für Sozial- und Präventivmedizin der Universität Zürich (ISPMZ) in einer kürzlich veröffentlichten Studie, dass mittlerweile jeder fünfte Einwohner an Depressionen leidet. Die Kosten, die wegen Arztvisiten, Spitalaufenthalten, Therapien, Arbeitsausfällen, Medikamenten und IV-Renten anfallen, beziffert das ISPMZ auf 10 Milliarden Franken – eine vorsichtige Hochrechnung, die sich auf 556 Depressionsfälle stützt. «Wir gehen davon aus, dass die effektive finanzielle Last für die Schweizer Volkswirtschaft noch höher ist», sagt Studienleiter Yuki Tomonaga, «denn viele Fälle kommen nicht ans Licht, weil die Patienten Angst haben, über ihre Probleme zu reden.» Für Tomonaga ist klar: Es braucht mehr Aufklärung und mehr Prävention, und die Kosten werden weiter steigen, weil noch mehr Kranke «entdeckt» werden.

Dass immer mehr Menschen psychisch krank werden, gilt derzeit als eine Art Naturgesetz. Zahlen belegen diesen Trend eindrücklich: So ist die Zahl der IV-Rentner, die wegen psychischer Krankheiten nicht mehr arbeiten, in den letzten zehn Jahren von 75 000 auf über 100 000 gestiegen. Der Psychiater Daniel Hell, 1991 bis 2009 ärztlicher Direktor der Psychiatrischen Universitätsklinik Zürich, erlebte in seiner Amtszeit einen massiven Anstieg von Depressionsbehandlungen: «Die Zahl der Patienten hat sich vervierfacht.»

Doch gibt es wirklich immer mehr Kranke? Oder sind immer mehr krank, weil sie dazu gemacht werden? Daniel Hell führt den Anstieg darauf zurück, dass die Leute heute schneller Hilfe suchen und die Krankheit weniger stigmatisiert wird. Andere Wissenschaftler erklären den Depressions-Boom mit dem zunehmenden Stress am Arbeitsplatz, dem Zwang zur ständigen Erreichbarkeit oder, wie der französische Soziologe Alain Ehrenberg, mit der «neoliberalen Ideologie». Sicher ist: Um den Stempel «depressiv» zu erhalten, braucht es nicht allzu viel. So ist es in der Schweiz möglich, dass ein betrügerischer Tankstellenwart eine IV-Rente bezieht, weil er nach seiner «ungerechten Verhaftung» unter Depressionen litt (*Weltwoche* Nr. 4/13). Auch die eingangs erwähnte «Hamilton-Depressionskala» scheint keine allzu hohe Hürde zu sein. Denn wer ist nicht mal während mehrerer Tage traurig? «Es ist einfach, die Punktzahl für eine Depression zu erreichen», räumt auch ISPMZ-Studienleiter Yuki Tomonaga ein. Dennoch ist er überzeugt, dass hinter der Depressionsflut echte Probleme wie Stress, Leistungsdruck oder Einsamkeit stecken – und keine leichtfertigen Diagnosen.

## «Zwang zum Glücklichein»

Bei den Krankenkassen, die unter kassenpflichtigen Leistungen ächzen, sieht man alles etwas skeptischer. «Der Bogen der Belastbarkeit wird am Arbeitsplatz zwar häufiger überspannt als früher», sagt Paul Rhyn, Pressesprecher des Branchenverbands Santésuisse, «aber es ist auch so, dass Patienten, die unter Schlafstörungen, Verstimmungen oder Traurigkeit leiden, heute vermehrt als depressiv gelten.»

Man könnte auch von einem gesellschaftlichen Drang sprechen, normale Stimmungsschwankungen zu pathologisieren, also für krankhaft zu erklären. Schüchternen wird heute von Psychiatern eine «soziale Phobie» attestiert, Eigenbrötler leiden unter einer «schizoiden Persönlichkeit», und wer als Auswanderer von Heimweh geplagt wird, hat neuerdings eine «Paradies-Depression». Der Kinder- und Jugendpsychologe Allan Guggenbühl hält diese Entwicklung für bedenklich. «Früher gehörte es zum Leben, sich ab und zu traurig oder unwohl zu fühlen», sagt er, «doch heute herrscht ein Zwang zum Glücklichein.» Psychologen, Ärzte und Pharmaunternehmen machten sich dies zunutze, indem sie Therapien und Medikamente als Heilmittel verkauften – auch an Gesunde.

Der Trend, alles zu pathologisieren, hat längst auch die Schulen erfasst. Jedes zweite Kind wird therapiert, und drei Prozent aller zwölfjährigen haben wegen des ADHS-Syndroms schon einmal Ritalin geschluckt. Depressionen könnten ADHS schon bald als häufigste psychische Kinderkrankheit verdrängen. «Die Diagnose Depression ist bereits bei Kindern ab drei Jahren möglich», war kürzlich im Landboten zu lesen. Warnsignale seien «mangelndes Interesse am Spiel», «reduzierte körperliche Aktivität», «besonders viel essen», «besonders wenig essen», Alpträume und Probleme beim Einschlafen. Für Nachschub ist gesorgt. Und die Kosten werden weiter steigen.

<http://www.weltwoche.ch/ausgaben/2013-10/depressionen-fuer-alle-die-weltwoche-ausgabe-102013.html>